



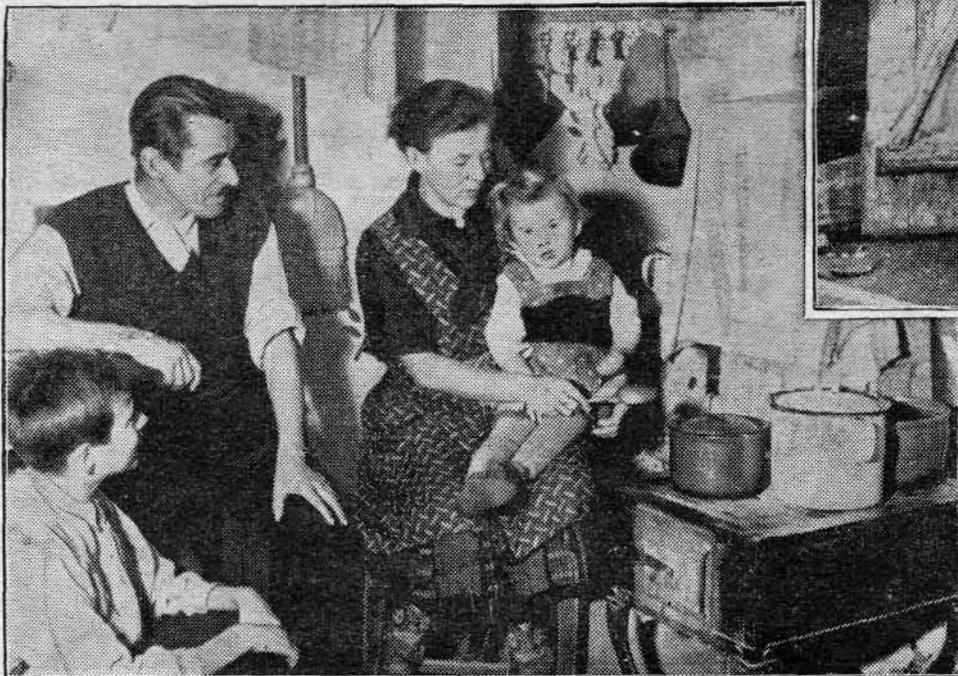
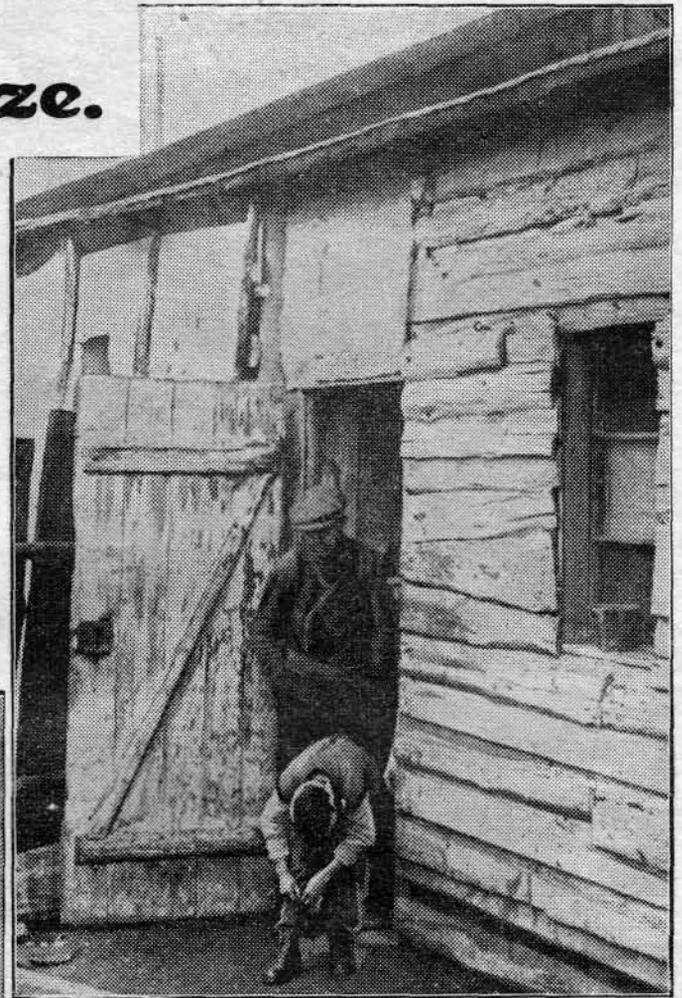
Illustriertes
Erzgebirgisches Sonntagsblatt
 Tageblatt
 Annaberger Wochenblatt
 Hauptzeitung des Obererzgebirges

Deutsche Not jenseits der Grenze.

Das bitterharte Schicksal, unter das die Deutschen im Sudetenland seit 20 Jahren gestellt sind, hat durch die Mai-vorgänge in der Tschechoslowakei eine bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Verschärfung erfahren. Die Tatsachenberichte im T. A. W. und unsere Bilder von jenseits der Grenze haben unsere Leser wissen lassen, wie schwer die Sudetendeutschen leiden. Und wenn man noch so viel über diese große völkische Not berichten würde, kann sich der, der diese Drangsalierung nicht mit eigenen Augen sah, der nicht die Knechtung selbst miterleben mußte, nur ein schwaches Bild von der Wirklichkeit machen.

Ebenso ist es auch mit dem grauenhaften Elend, das sich seit nunmehr zwei Jahrzehnten immer mehr unter der rein-deutschen Bevölkerung Nord-Böhmens ausgebreitet hat. Nachstehende Abhandlung wurde vor den schwarzen Maitagen 1938 geschrieben, als der Verfasser die damals noch „im tiefsten Frieden“ liegenden Elendsgebiete besuchte. Er schreibt:

Der Zufall führte mich in das nordwestböhmische Kohlen-



Oben: So „wohnen“ Deutsche in der Tschechoslowakei: Eine elende „Wohn“-Baracke in Filchern. — Links: Die kleine Stube ist der einzige Aufenthaltsraum einer sudetendeutschen Familie.

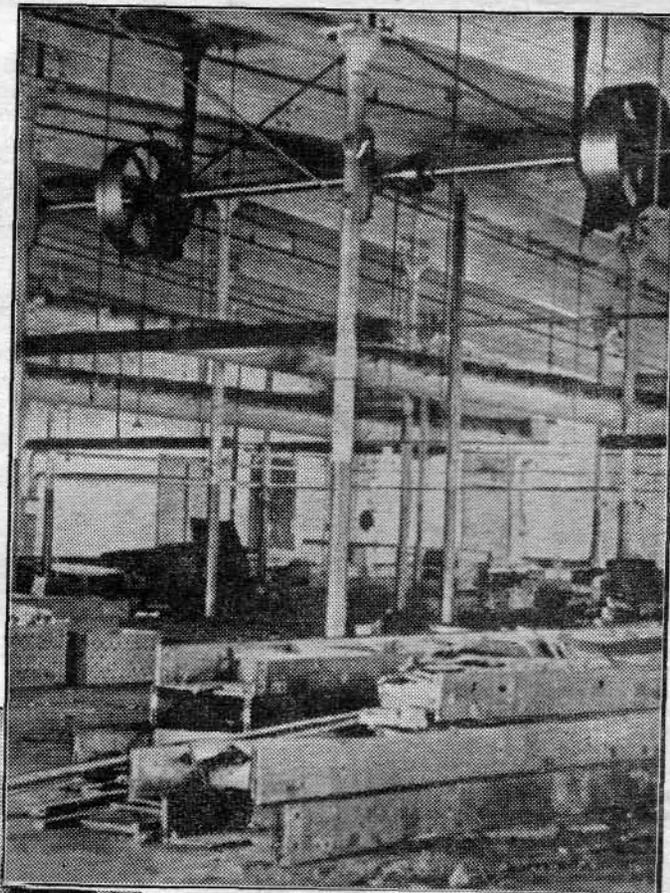
gebiet. Einst ein blühendes, fleißiges deutsches Land mit Teplitz-Schönau als Bezirksstadt. Man braucht wirklich nicht erst zu suchen, und es gehört wahrhaftig kein böser Wille dazu, um hier in diesem Orte von etwa 26000 Einwohnern Elend zu entdecken. Im

Gegenteil, es ist beim besten Willen unmöglich, die Not zu übersehen.

Schon beim Betreten der Stadt fallen die vielen Menschen auf, die in zerlumpten Kleidern kleine Handwagen ziehen und schieben, auf denen geflickte Säcke mit Kohlen gefüllt liegen. Ihre ausgemergelten, ausgehungerten, zersurchten grünllich blassen Gesichter reden eine erschütternde Sprache. Auf Schritt und Tritt begegnet man diesen Gestalten in Lumpen, und sie wirken besonders elend im Gegensatz zu den Prachthotels, die noch aus einer Zeit stammen, als Tepliz ein blühendes, gutbesuchtes Bad war. Ich aß in einem der vielen Restaurants, deren große Scheiben einen ungehinderten Blick in das Innere des Speiseraums gestatten. Ich hätte das nicht tun sollen! Während des Essens fühlte ich auf einmal, daß ich beobachtet wurde. Ich blickte auf und sah an der Scheibe ein Gesicht, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Vor der Scheibe stand eine Frau von etwa 30 bis 40 Jahren, deren Gesicht Elend und Hunger gezeichnet hatten. Die ungepflegten,

zuckte mit den Achseln: „Gehen Sie nur hin, aber Menschen werden Sie nicht sehen, sie sind scheu wie die Karnickel!“ Ich sah trotzdem Menschen, ich sprach mit einer Frau, und ich verbürge mich mit meinem Worte für alles das, was ich bisher geschrieben habe und was jetzt folgt:

Diese Frau war, wie sie mir auf Befragen erklärte, 39 Jahre alt, aber sie wirkte in ihren Lumpen und mit ihrem Gesichtsausdruck wie eine 50jährige. Sie führte mich zu einer von diesen Elendsbaracken, in der sie mit ihrer Familie seit vielen Jahren haust, denn wohnen kann man nicht mehr sagen. Ich habe diese Bude ausgemessen, sie hat etwa 4x3 Meter Länge und Breite und etwa 2 bis 2½ Meter Höhe, das ist also ein Rauminhalt von etwa 25 Kubikmeter. Zwei Betten haben hier Platz und darin schlafen acht Menschen. Der 49jährige Mann, der früher Glasmacher war, hat sie sich selbst gebaut aus alten morschen Brettern, die er irgendwo zusammengesehen und gefunden hat, aus Blech, Dachpappe und ähnlichem.



Oben: Verödet sind die früher vollbeschäftigten Fabriken, viele dieser Werke sind verfallen. Durch die Tschekisierung wurden die Unternehmer entweder ganz vernichtet oder unter die Kontrolle des Staates gebracht, der den deutschen Arbeitern und Angestellten den Stuhl vor die Tür setzte.

Links: Im Bezirk Tepliz muß der Sudetendeutsche sich seine wenigen Kohlen für den Winterbrand im wilden Abbau aus der Erde holen.

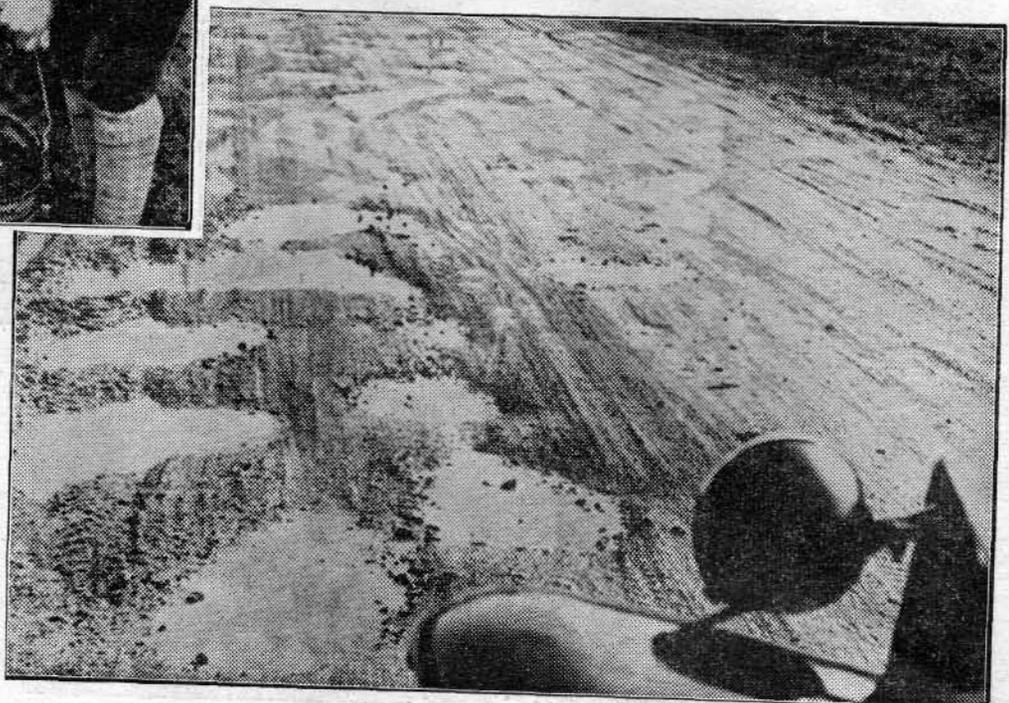
Unten: So sieht die Bezirksstraße Wildstein-Schönau aus.

(Photos (5): Weltbild, M.)



schon grauen Haare hingen ihr wirr ins Gesicht. Aber das Schlimmste waren die Augen, die mit einem erschütternden Ausdruck von Gier, Neid, Hunger und Verzweiflung auf meinen Tisch sahen. Was muß ein Mensch durchgemacht haben, der so blickt! Vielleicht hatte die Frau einen Mann, Kinder zu Hause, die gleichfalls hungerten!

Am Nachmittag streifte ich umher in der landschaftlich schönen Umgebung von Tepliz. Ich war nicht lange unterwegs, da fielen mir nicht weit vom Wege Baracken auf einem Berghang, im sogenannten „Gründel“, auf. Ein vorübergehender Mann, den ich fragte,



In diesem Loche haufen seit Jahren acht Menschen: der Mann, die Frau und sechs Kinder! Diese acht Menschen beziehen, wie mir die Frau sagte, eine wöchentliche Unterstützung von 30 Kronen, das sind nach deutschem Gelde etwa 3 RM.; dazu bekommen sie 3 Brote zu 2 bis 3 Pfund wöchentlich. Auf den Tag umgerechnet sind das je Tag etwa 43 Pfennig und für die Person täglich 5 bis 6 Pfennig.

Der Mann erklärte mir, daß am Montag die Kinder das Brot immer schon aufgeessen hätten. Was zwei Personen für ein einfaches Mittagessen verbrauchten, bekam diese achtköpfige Familie für eine Woche! Dazu haben sie im Winter in dieser kalten, löcherigen Bretterbude auf dem zugigen Hang oft bei 10 bis 20 Grad Kälte und Schnee keine Heizung, und, um das Unmögliche noch ins Unvorstellbare zu steigern, verlangt man von diesen Menschen für diesen Grund und Boden, den sie benutzen, im Jahre noch 200 Kronen Pacht, d. h. über 16 Kronen im Monat. Trotz allen Elends halten diese blonden blauäugigen deutschen Menschen, die kein Wort tschechisch verstehen, ihr Quartier sauber, sind rührend aufmerksam und dankbar für jedes Wort, das man ihnen gibt. Ihr Blut hat sie trotz allem nicht verkommen lassen. Man brauchte sich nur einmal den Gegensatz dazu vorzustellen, wie unter ähnlichen Verhältnissen es z. B. bei Zigeunern aussehen würde. Mir ist an dieser Stelle glaubwürdig erzählt worden, daß es in Boitsdorf oben im Erzgebirge Kinder gibt, die infolge der Unterernährung aufgedunsene Köpfe und Bäuche haben und mit fünf Jahren noch nicht laufen können. Diese Angaben sind jederzeit nachprüfbar. Hunderte von reindeutschen, arbeitswilligen Arbeitern hausen allein in der Umgebung von Tepliz in solchen Elendsbaracken.

Alles aber, was ich bisher gesehen hatte, wurde noch übertroffen: hatten alle diese Menschen, die ich bisher gesehen und mit denen ich gesprochen hatte, noch irgendwie versucht, ein menschliches Dasein in irgendwie menschlichen Behausungen zu

führen, so waren die, die ich jetzt sah, von der Stufe des Vegetierens auf die Stufe des Vertierens durch ihre furchtbare Not herabgesunken. Der hochaufgeschüttete Weg führte durch ein kraterartiges Grubeneinbruchgebiet, aus dem Rauchwolken rechts und links der Straße aufstiegen. So ungefähr muß es aussehen in einem Gelände, über das Lavamassen gestossen sind. Tiefe Risse und Einbruchstellen sind in diesem baum- und strauchlosen verbrannten Erdreich. Aus den Rissen strömt Rauch, Blut und gasartige heiße Luft. Es roch stark nach Schwefel.

Und hier leben Menschen Sommer und Winter! Weil es warm ist, haben sie sich Löcher in die Erde gegraben, unter der seit Jahren die Kohle brennt, Lumpen dienen auf der blanken Erde als Lagerstatt, hängen vor den Löchern. Man kann es in diesem Schwefelgestank und Rauch kaum kurze Zeit aushalten. Ein Mann, dem ich begegnete, erzählt mir, daß er seit Jahren hier haust. Er muß in diesem unmenschlichen Inferno leben, weil er Deutscher ist.

Man braucht keine Berichte, keine Statistiken zu lesen, man braucht nur einmal ein paar Stunden in der Umgebung von Tepliz herumzulaufen, um festzustellen, was eine verfehlte Wirtschaftspolitik, eine kalte unsittliche und zielbewusste tschechische Entdeutschungspolitik hier in ein paar Jahren fertiggebracht hat. Auf Schritt und Tritt begegnet man Ruinen, Ruinen von Fabriken, die ehemals Hunderte, ja Tausende von Arbeitern beschäftigt haben und die seit Jahren stillgelegt sind. Sie verfallen, die Dächer stürzen ein, Gras und Büsche wuchern aus den geborstenen Mauern. Das ist das heutige Gesicht dieses einst blühenden, gewerbefleißigen deutschen Landes. Angesichts dieser Ruinen versteht man den Grimm, der in den Herzen der Sudetendeutschen frißt, deren Heimat und Arbeitsstätten man so verwüstet hat, nur weil sie Deutsche sind.

Dr. K. Gröttsch.

Hedda Lindner:

„Kannst Du zurück, Dore?“

Copyright by Carl Dunfer Verlag, Berlin. Nachdruck verboten. 13



Wie unermüdlich Dore mit ihm gewandert war! Er sah dann auf die Jahre seiner Ehe zurück, wie auf etwas Unbegreifliches, hatte er denn nie gemerkt, daß es für seine Frau nur Unselbstlichkeiten gab und weiter nichts? Sie hatte bei ihm ein Leben führen können, wie sie es sich erträumte, und als der Augenblick gekommen war, da er ihr dieses Leben wahrscheinlich nicht mehr bieten konnte, ließ sie ihn fallen. Geliebt hatte sie ihn nie, das wußte er heute. Aber dieses Wissen tat nicht mehr weh, nicht im geringsten, und das eben verdankte er Dore. Und wenn er ihr das Leben gerettet hatte, so war sie ihm wahrlich nichts schuldig geblieben; denn sie hatte ihn dafür von Carola befreit.

Er wollte sich indessen nicht abermals in nutzlosen Grübeleien verlieren. Dazu war die Erfahrung seiner Ehe zu hart gewesen. So entschloß er sich denn, als erstes mit aller Kraft seine Aufgabe zu lösen; das war er sich und seinem Namen schuldig. Aber wenn das gelungen war, dann wollte er nach Dore Drivius forschen; sie zu finden, würde in einem so geordneten Staatswesen wie Deutschland nicht schwer sein. War sie frei, so wollte er mit aller Vorsicht sich ihr nähern, um zu erfahren, ob sie noch an ihn dachte. War sie gebunden, so würde er ihr aus dem Weg gehen und seiner Arbeit leben, immer dankbar die Erinnerung an sie bewahrend.

Dieser Entschluß befreite ihn. Und nun beschäftigte ihn wieder mehr seine derzeitige Umgebung und die Mitreisenden.

Die Kenya, ein Schiff von ungefähr neuntausend Tonnen, war gut besetzt. Besonders in Durban und später, in Dares-salam, war eine Menge Fahrgäste an Bord gekommen.

Nur die erste Klasse, ohnehin nur für vierzig Passagiere berechnet, war nicht so stark besetzt. Gerald hatte sogar das Glück, trotz seiner im letzten Augenblick vermerkten Buchung eine Kabine für sich allein zu bekommen. Zwar eine Innenkabine, aber durch das Oberlicht kam genügend Helligkeit herein, und er war froh, allein sein zu können; außerdem war sie fühler als die Außenkabinen.

Die Mahlzeiten nahm er am Tisch des Ersten Offiziers ein. Herr Merzmann war ein großer, blonder Mensch von angenehmen Umgangsformen und einer Engelsgeduld den unzähligen Fragen gegenüber, die während des Essens auf ihn herniederprasselten. Besonders die kleine Mrs. Murdock aus

Rapstadt leistete darin Unglaubliches. Sie war ein zierliches Geschöpf und immer vergnügt. Gerald fand sie nett, trotz ihrer übermäßig bemalten Lippen. Weiter saß noch eine englische Familie am Tisch, Vater, Mutter und eine erwachsene Tochter, die von Durban nach Southampton gebucht hatten, höfliche Leute, die aber näheren Anschluß nicht suchten, und ein einzelner deutscher Herr, ein Dr. Resten. Schien ein Gelehrter zu sein, hohe, gewölbte Stirn, kluge Augen hinter der Brille, sehr höflich und sehr unauffällig. Das war die Gesellschaft, in der sich Gerald für die nächsten drei Wochen bewegen würde.

Sie liefen Mombassa an und lagen dort einen Tag, um Ladung einzunehmen, abends erschien Merzmann abgesehen und verstimmt bei Tisch, so sehr er auch bemüht war, es nicht merken zu lassen. Die Kenya hatte inzwischen den Hafen wieder verlassen.

Mrs. Murdock sah aber doch, daß Merzmann nicht so heiter wie sonst war und mußte natürlich sofort dieser Feststellung Ausdruck geben.

„Es ist nichts,“ wehrte Merzmann höflich ab.

Aber die kleine Murdock ließ nicht locker. „Sie haben solch einen melancholischen Zug um die Mundwinkel, sicher haben Sie eine besonders nette Braut in Mombassa zurückgelassen“, mutmaßte sie.

Merzmann mußte lachen. „Ausgerechnet in Mombassa. Ihre Phantasie geht Irrwege, gnädige Frau.“

„Aber irgendetwas ist doch los mit Ihnen“, beharrte sie. „Ich kenne jeden Zug in dem — wie sagt man — geliebten Gesicht.“

Merzmann verbeugte sich dankend. „Wirklich nichts besonderes, ein paar dienstliche Angelegenheiten.“

„Und die sind natürlich strengstes Geheimnis,“ bohrte sie ungerührt weiter.

Merzmann gab auf. „Das nicht. Aber ich setze bei Ihnen für unsere chinesischen Wäscher wirklich kein Interesse voraus.“

„Ach, weiter nichts?“ sagte Mrs. Murdock enttäuscht. „Und dabei haben Sie aus, als ob Sie mindestens ein Drama erlebt hätten.“ Sie wandte sich der Engländerin zu und begann von etwas anderem zu reden, die chinesischen Wäscher interessierten sie tatsächlich nicht.“

Dafür trat aber Dr. Resten plötzlich aus seiner Zurück-

haltung heraus. „Hatten Sie Ärger mit den Leuten?“ fragte er höflich. „Oder ist sonst etwas geschehen?“

„Ärger! Das kann man wohl sagen. Kommen im allerletzten Augenblick drei von den Kerlen und streifen, dabei sind sie bis Hamburg fest verpflichtet. Wir haben ihnen wegen des Vertragsbruches mit allem möglichen gedroht. Nichts zu machen! Sie waren bereits an Land, und ich hätte sie mit Gewalt aufs Schiff schleppen lassen müssen.“

Dr. Resten hatte interessiert zugehört. „Und was gaben sie als Grund an?“

„Aus dem Kauderwelsch war nicht klug zu werden. Aber einen Grund schienen sie zu haben, sie machten einen ziemlich verstärkten Eindruck, soweit man das bei diesen starren asiatischen Gesichtern feststellen kann. Und dabei haben wir das Schiff voll Fahrgäste, und wenn es mit der Wäsche nicht klappt — Sie wissen doch, wie die Leute sind — gleich gibt es Beschwerden bei der Linie.“

„Was haben Sie nun gemacht?“

„Ich bin herumgelaufen von Pontius zu Pilatus, herrlich bei der Hitze, und schließlich habe ich durch einen Agenten, einen ziemlich finsternen Burschen, wenigstens zwei neue Wäscher gekriegt. Kräftige Burschen, die müssen es mit dem Rest eben schaffen, aber es war kein Vergnügen, die Zeit damit zu verplempern.“

„Das kann ich mir denken“, sagte Dr. Resten. Er sah sehr nachdenklich aus. „Haben Sie sonst noch farbiges Personal an Bord?“ fragte er nach einer Weile.

„Nur zwei schwarze Matrosen seit Daresalam. Einem unserer Leute war eine Riste auf den Fuß gefallen, und einer hatte sich den Arm verstaucht. Keine schlimme Sache, es geht ihnen schon besser. Die Schwarzen sind nur bis Port Sudan angemustert.“

„Ich habe sie gesehen, kräftige Kerle.“

„Sind Matussi. Brauchbare Leute, wenn sie auch gefährlich aussehen mit ihren großen Messern im Gürtel. Wir hatten die beiden schon öfter als Aushilfe.“

Dr. Resten neigte sich etwas nach vorne. „Sie kennen die Leute schon länger?“

„Ali und Mabruki? Doch. Sie sind schon öfter mit uns gefahren, auch mit anderen Schiffen der Linie.“

„So, so.“ Dr. Resten lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück. Sein Interesse an Ali und Mabruki war erloschen.

Am nächsten Tage hatte sich der Wind gedreht, es gab etwas mehr Dünung, und die Kenna begann leicht zu stampfen. Die Fahrgäste der ersten Klasse schienen ziemlich seefest zu sein. Beim Frühstück jedenfalls fehlte niemand. „Was werden Sie tun, um uns über die langweiligen Seetage bis Uden hinwegzubringen?“ fragte Mrs. Murdock unternehmungslustig.

„Ich habe natürlich an Sie gedacht, gnädige Frau“, antwortete Merzmann liebenswürdig. „Und da Sie gerne tanzen, haben wir für heute einen Tanzabend in der Touristenklasse vorgesehen. Darf ich gleich um den ersten Tango bitten?“

Mabel Murdock nickte gnädig Gewährung und erschien am Abend in einer Toilette, die ebenso kleidsam wie gewagt war. Gerald war doch etwas verblüfft bei der Feststellung, daß sie zu dem eleganten Chiffonkleid zwar entzückende Schuhchen, aber keine Strümpfe trug. Sie sah seinen erstaunten Blick und ließ kokett den zierlichen Fuß mit den rotlackierten Nägeln aus dem Schuh gleiten. „Strümpfe sind so heiß“, erklärte sie. „Finden Sie mich sehr shocking?“

„Ich nicht. Dazu sind Ihre Füße zu hübsch“, sagte Gerald aufrichtig. „Aber . . .“ Er warf einen Blick zu dem Nebentisch hinüber, an dem eine größere Gesellschaft saß, auch die runderlichen Nachbarinnen fehlten nicht.

„Ach die“, lachte Mabel unbekümmert, „die tun seit Durban weiter nichts als sich entrüsten. Sollten mir doch dankbar sein, daß ich so viel zu ihrer Unterhaltung beitrage.“

„Auch ein Standpunkt, gnädige Frau.“ Der Schiffsarzt war hinzugegetreten und hatte die Bemerkung gehört. „Trotzdem möchte ich Sie Ihren Bewunderern jetzt an die Bar entführen.“

Mrs. Murdock ging, und Gerald blieb mit Dr. Resten allein am Tisch. Der Erste Offizier mußte sich allen Fahrgästen widmen und kam nur gelegentlich, „um sich zu erholen“. Der Kapitän war bislang nicht erschienen, er überließ den geselligen Teil nach Möglichkeit seinem „Ersten“.

Gerald fand seinen ruhigen Tischgenossen sehr nett, obwohl sie bisher nur ein paar belanglose Redensarten miteinander gewechselt hatten. „Eine niedliche Frau, die kleine Mrs. Murdock!“

Dr. Resten lächelte. „Ja, die Männerwelt versagt ihrer reizenden Person die Anerkennung nicht. Sehen Sie, selbst der gute Merzmann will sie nicht dem Doktor überlassen und läuft eilig hinterher.“

„Wenigstens hat er seinen Ärger von gestern überwunden und die Geschichte mit der Wäsche scheint ja auch zu klappen“, meinte Gerald, auf das blütenweiße Tischtuch deutend. Das höfliche Gesicht ihm gegenüber wurde plötzlich so ernst, wie es mit dieser harmlosen Bemerkung kaum in Einklang zu bringen war. Dr. Resten sah ihn an, merkwürdig scharfe Augen hatte der Mann; Gerald hielt dem Blick stand, etwas erstaunt und auch ein wenig befremdet.

„Sind Sie Deutscher, Herr Hilger?“ fragte Dr. Resten.

„Sawohl“, antwortete Gerald kurz.

Dr. Resten sah ihn nochmals scharf an, aber er schien mit dem Ergebnis der Musterung zufrieden zu sein, sein Gesicht entspannte sich. „Darf ich Sie als Landsmann um einen großen Dienst bitten?“

„Selbstverständlich, gern“, antwortete Gerald höflich.

Resten vergewisserte sich, daß niemand auf sie achtete.

Sie saßen in einer Ecke des geräumigen Saales, Vorhänge schützten die Fenster gegen Sicht von Deck aus. Dann faßte Dr. Resten in die Brusttasche und zog ein großes silbernes Zigarettenetui heraus. Unter dem Etui hielt er einen Umschlag. „Ich möchte Sie bitten, mir diesen Umschlag, den ich jetzt unauffällig in Ihre Hand gleiten lasse, bis Uden aufzuheben.“

Gerald zögerte. „Ohne daß ich weiß, um was es sich handelt?“ fragt er erstaunt.

„Es handelt sich um nichts Unrechtes, auch nicht um Schmuggel irgendwelcher Art“, versicherte der Doktor, und es lag eine überzeugende Aufrichtigkeit in seiner Stimme. „Es handelt sich um äußerst wichtige Papiere, die bei mir — bei mir nicht mehr ganz sicher sind. Und sollte ich —“ er stockte, aber fuhr gleich darauf ruhig fort — „nicht mehr in der Lage sein, diese Papiere von Ihnen zurückzufordern, so bitte ich, sie so rasch wie möglich dem nächsten deutschen Konsul oder der nächsten englischen Behörde persönlich zu übergeben.“

„Ja, aber warum geben Sie sie nicht dem Kapitän?“ wandte Gerald ein.

Dr. Resten lächelte dünn. „Weil man sie dort zuerst suchen würde. Sie sind erst in Tanga eingestiegen, und wir kennen uns kaum, bei Ihnen vermutet man sie am leichtesten.“

„Und ich darf nicht wissen . . .“

„Je weniger Sie wissen, desto besser ist es für Sie“, unterbrach ihn der Doktor, „und wenn mir bis Uden nichts zustößt, nehme ich die Papiere zurück. Aber Sie würden mir wirklich einen sehr großen Gefallen tun“, wiederholte er nochmals eindringlich.

„Geben Sie her!“ Auch Gerald zog sein Etui. Die Herren boten sich wechselseitig Zigaretten an, dabei glitt unauffällig der Umschlag in Hilgers Hand. Dann erhob sich Resten mit kurzer Verbeugung. „Es ist besser, wenn man uns möglichst wenig zusammen sieht“, sagte er und ging aus dem Saal.

Gerald blickte ihm nach. Der helle festliche Raum, die Musik, die lachenden und tanzenden Menschen gaben dieser ganzen Unterhaltung etwas seltsam Unwirkliches. Aber dann fühlte er das leise Knistern des Papiers in seiner Brusttasche, hörte den schweren Ernst der Worte: „Und sollte ich nicht mehr in der Lage sein . . .“ Das sah doch verdammt nach Wirklichkeit aus. Der Mann fühlte sich in Gefahr, hier auf dem Schiff, und wollte doch die Hilfe des Kapitäns nicht fordern, wer mochten seine Gegner sein? Er ließ seinen Blick über die bunte Menge schweifen, aus allen Teilen Afrikas, aus allen Nationen zusammengewürfelt — wer konnte wissen, was sich unter der lächelnden Oberfläche verbarg. Er jedenfalls würde die Augen offen halten. Mit diesem Entschluß ging Gerald schließlich nach einem sonst sehr anregenden und harmonischen Abend zu Bett.

Der nächste Tag verlief ohne besondere Zwischenfälle, nur das Meer wurde etwas unruhiger und zeigte weiße Schaumköpfe. Dr. Resten begegnete er außer bei Tisch verschiedentlich auf der Deckpromenade, aber sie tauschten nur ein paar flüchtige Bemerkungen über das Wetter aus; auf die Unterhaltung des Vorabends kam er mit keinem Wort zurück.

Für die nötige Zerstreuung sorgte die kleine Frau Murdock. Sie stöberte Gerald in seinem Liegestuhl auf und begann eindringlich mit ihm zu flirten, in einer so entwaffnend selbstverständlichen Art, daß er gutmütig darauf einging.

(Fortsetzung folgt.)

Die ganze Kät kommt in die Stadt.

„Kät“ ist in Zauberwort für alle Obererzgebirger. Wenn es anfängt, elektrifiziert es und weckt die Vorstellung von Freude, von durcheinanderwirbelnden Klängen und Gerüchen, unter denen einmal die Kostbratwürste, zum anderen das Schmalzgebäck hervortreten. Von Kindheit an mit diesem Volksfest verwachsen, zurück über 14 Generationen bis 1519, ist es den Einwohnern des Grenzlandes um Annaberg ein Begriff, wie Ostern und Pfingsten. Für manchen Kätveteranen kommt es sogar gleich nach dem Weihnachtsfest. Jede Kät hatte ihren besonderen Anziehungspunkt und hinterließ eine besondere Erinnerung. 428 Mal hat Annaberg seine Kät gefeiert. Jahrhunderte in einfachstem Rahmen als Kauf- und Raschmarkt unmittelbar anschließend an den Gottesdienst auf dem Trinitatisfriedhof und auch in unmittelbarer Nähe der Kirchofsmauer. Als dann der Lärm des Volksfestes für die heilige Stätte unerträglich wurde, mußte man den immer größer gewordenen Kummelplatz 1861 nach dem alten Exerzierplatz, auf dessen Gelände heute die Baulichkeiten der RWG stehen, verlegen. Auch hier wurde der Rahmen bald zu eng und man hielt von neuem Umschau nach einem geeigneteren Platz. So wurde schon 1868 die große Wiese zwischen Schützenhaus und den alten Schießständen, von denen heute nur noch der erhöhte Platz an der Umgehungsstraße letzte Kunde gibt, gewählt. Dort ist die Kät dieses Jahr 70 Jahre heimisch. Dort hat sie auch einen festen Untergrund gefunden. Die Straßen rings um den weiten Platz, die noch in der Vorkriegszeit bei

Regenwetter eine tiefe Schlammbahn bildeten, sind ausgebaut worden, Planierungen wurden vorgenommen und alle getan, auch bei niederschlagsreichem Wetter gute Verkehrsverhältnisse zu schaffen. Die wachsenden Ansprüche des Publikums nach guten Darbietungen ließen sich nicht immer voll und ganz befriedigen, da die Pfingstfeste an anderen Plätzen einen Teil der Großunternehmungen an sich zogen, die dann nicht rechtzeitig nach Annaberg kommen konnten und für die Kät ausfielen. Nachdem man 1923 und 1924 die Kät vorverlegt und vom ersten Pfingstfeiertag bis zum Trinitatisfest abgehalten hatte, legte man sie von 1936 ab auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten. Die damit gemachten Erfahrungen waren gut, so daß dieser Termin beibehalten werden soll. Auch in diesem Jahre ist es gelungen, große Unternehmungen für das Annaberg Volksfest zu gewinnen. Die Straße der Schaubuden wird besondere Abwechslungen bieten.

Wie vor 10 Jahren soll an einem Tage der Festwoche die ganze Kät einmal in die Stadt kommen. Unsere Bilder aus dem Jahre 1928 wecken die Erinnerungen an jenen gut gelungenen Festzug. Der diesjährige Festzug soll aber noch größer, noch bunter und noch schöner werden. Zwischen historische Gruppen gestellt, kommen die Schausteller mit ihren „Sensationen und Attraktionen“, wie man ehemals so schön sagte, kommen die Händler mit ihren sachlichen und leiblichen Genüssen und schließlich die Kätbefucher selbst in einem Umzug durch die Straßen der Stadt.



Gruppen aus dem Kätfestzug 1928.

[Aufnahmen des T. A. W.-Bilderdienstes.]

Ehedem hat man gern auf das „fahrende Volk“ herabgesehen und sich gar nicht die Mühe gemacht, die Zusammenhänge des ambulanten Gewerbes mit unserem Wirtschaftsleben einmal durchzudenken. Heute wissen wir nicht nur, daß der „Handel im Wandern“ die älteste Handelsform überhaupt ist. Wir wissen, daß es zahlreiche Geschäfte im ambulanten Gewerbe gibt, die sich seit Generationen in der Familie weitervererben. Die fahrenden Schausteller mit ihren Ausstellungen, artistischen Darbietungen oder Karussells sind so alt wie die Volksfeste selbst. Einst waren die fahrenden Sänger Waisenträger, Zeitungen, die Neuigkeiten von Ort zu Ort vermittelten. Den letzten Rest dieser Waisenträger finden wir in den Bänkelsängern, die allerdings nahezu ganz verschwunden sind.

Das uralte Drehkreuz hat sich zum Karussell, das — nebenbei bemerkt — heute mit Orgel, Wohn- und Packwagen rund 25 000.— RM. und mehr kostet, entwickelt und die einfache Schaukel unserer Voreltern zum Riesenrad. Der Neuheitenhändler, der Mann unter dem bunten Schirm, ist wichtig für den Absatz vieler Fabrikate. Obst und Genußmittel werden auf den Volksfesten ebenso vertrieben, wie Gebrauchsgegenstände durch Glücksbuden.

Das ambulante Gewerbe ist heute ein anerkannter und festgefügtter Berufsstand, der mehreren Hunderttausenden von Menschen das tägliche Brot gibt und Millionen von Volksgenossen Freudenpendler in den Zeiten der örtlichen Volksfeste ist.

Aus dem Tagebuch unserer Heimat.

Auszüge aus den alten Jahrgängen der Heimatzeitung.

1863.

Der Gesangsverein „Cuterpe“ = Buchholz brachte am 14. Juni unter Mitwirkung des MGB Liederkränz-Annaberg, des Seminarchores und mehrerer Dilettanten von Annaberg Händels „Der Messias“ in der St. Annenkirche zur Ausführung. Der Chor bestand aus 170 Mitwirkenden. Das Orchester stellten die vereinigten Musikchöre der Musikdirektoren Thierfelder-Annaberg und Böhsch-Buchholz.

Geyer wurde am 25. Juni von einem schweren Brandunglück betroffen. Ein im Hause des Bergmannes Jordan ausgebrochenes Feuer fand in den sehr ausgetrockneten Schindeldächern reichliche Nahrung, so daß in fünf Stunden 38 Hauptgebäude, darunter das Rathaus, das Gerichtsamt, die Pfarre, das Brauhaus abbrannten. Die Kirche konnte gerettet werden. 16 Feuerlöschspritzen aus der Umgebung waren zur Hilfeleistung tätig. Die Stadt traf das Unglück um so härter, da

hier bereits im Vorjahr ein Großfeuer schwersten Schaden angerichtet hatte.

Am 11. und 12. Juli fand in Annaberg das Schulfest statt. Die Annaberger Bergknappschaft feierte das Bergfest am Donnerstag, den 16. Juli, in herkömmlicher Weise. Der Annenmarkt wurde vom 27. bis 29. Juli abgehalten. Vor dem Wolksteinertor, in der Nähe des Exerzierplatzes (heute Gebäude der MGB), gastierte Cirkus Fraze mit Vorstellungen in der höheren Reitskunst, Pferde-Dressur, Gymnastik und Pantomime.

In Thum brannten am 29. Juli 10 Wohngebäude nieder. In Geyer konnte in der Nacht vom 25. zum 26. Juli ein Dachstuhlbrand rechtzeitig gelöscht werden. Am 28. Juli brannte das Weißbach'sche Wohnhaus ab.

Zum Leipziger Turnfest hatte die Königl. Sächs. Westliche Staatseisenbahn am 1. und 2. Aug. Extrazüge fahren lassen. Von Chemnitz fuhr man 2 Uhr nachm. über Hohenstein, Glauchau, Meerane, Gößnitz nach Leipzig, wo der Zug 5.40 Uhr einlief. Am 1. August trafen die Bogtländer, Erzgebirger, Hannoveraner und Schleswig-Holsteiner gegen 6 Uhr in der Feststadt ein. Zwischen 7 und 8 Uhr brachten drei Extrazüge die Berliner, Märker, Pommern und Ostpreußen. Am 9 Uhr abends trafen die Desterreicher ein und zogen, bejubelt von der Menge, unter den Klängen des Radekthymarsches bei Fackelschein ein. Am nächsten Tag marschierten 20 000 Turner vom Augustusplatz aus durch die Stadt. Die Zuschauer wurden auf 100 000 geschätzt. 7000 Mann nahmen an dem Festmahl am 3. August teil. Der sächs. Staatsminister Freiherr v. Beust begrüßte das Fest als Fest der Eintracht im deutschen Vaterlande. An den Freiübungen beteiligten sich 8000 Mann.

Die Koltersche Gesellschaft produzierte sich fast während des ganzen Monats August auf dem Schießplatz zu Annaberg als Seitänzertuppe. Ihre Leistungen wurden gebührend bestaunt.

Am 17. August brannten in Thum sechs Wohngebäude und zwei Scheunen nieder.

Beim Bau der Chemnitz-Annaberger Eisenbahn verunglückte am 26. August in Wolkstein der Handarbeiter Pollmer aus Marienberg tödlich.

Der „Zaubermörser“ in Liebwerda.



In diesem schönen Hause mit dem romantischen Namen „Zaubermörser“ wohnte der Tondichter Carl Maria von Weber während seines Kuraufenthaltes in Bad Liebwerda. Es war die Zeit, in der der deutscheste der deutschen Musiker aus dem Geiß der Landschaft des Ilergebirges die Melodien zu seinem „Freischütz“ schuf. Der Kulturfilm der Ufa „Aus der Heimat des Freischütz“ unternimmt es, zu der Musik dieser ersten deutschen Volksoper die landschaftlichen Motive, von denen sie angeregt wurde, im Bilde festzuhalten.

(Aufnahme: Ufa-Gulfcher, 123 K.)

Die Sächsl. Böhm. Dampfschiffahrt lud im Anzeigenteil des T. A. W. mehrfach zu Fahrten auf der Elbe ein. Es verkehrten schon täglich Schiffe zwischen Riesa—Dresden—Schandau.

Der Gartenbau- und Blumisten-Verein von Annaberg veranstaltete in der Turnhalle (am Zürcherplatz) Mitte September eine obererzgebirgische Pflanzen- und Blumen-Ausstellung. Die Heimatzeitung berichtet, daß sich der Beschauer in andere, klimatisch freundlichere Gegenden versetzt fühlte und „Blumen, die dem sonnigen Himmel eines südlichen Klima angehören“ bewundern konnte.

Am Sonntag, den 21. September, bot der Allgemeine Turnverein-Annaberg ein Schauturnen, bei dem 60 Turner mitwirkten.

Durch den Fahrstuhl in der Ahnertschen Fabrik zu Wolfenstein wurde am 23. September der Fabriksschleifer Schüchler so schwer am Kopfe verletzt, daß er kurz nach dem Unfall verstarb.

„Am 5. Oktober feierte der alte Erb- und Lehnrichter C. L. Bärthel zu Kleinrückerswalde sein 90jähriges Geburtsfest in einfacher Weise. Er hatte seine Kinder um sich versammelt und freute sich mit ihnen, noch gesund und wohl unter ihnen zu sein, Gott dankend, daß er ihm auch dieses Jahr noch die Kraft verliehen hatte, die Ernte mit einbringen zu können.“

Den Sommer 1863 finden wir als launisch charakterisiert. Dieser mehr kalte als heiße Sommer verabschiedete sich mit mehrtägigen Stürmen und Regengüssen und machte einem milden und freundlichen Herbst Platz. Die Kartoffelernte war seit 1842 nicht so gut ausgefallen, so daß sogar Kartoffelzüge aus Deutschland nach Ungarn gefahren werden konnten, wo ein trockener Sommer eine Mißernte gebracht hatte.

Der 50jährige Gedenktag der Völkerschlacht wurde in Leipzig festlich begangen. Er stand, wie das große Turnerfest, im Zeichen der damals revolutionär geltenden schwarz-rot-goldenen Reichsfarben. Die Veteranen der Schlacht wurden in 200 geschmückten Equipagen in dem 20 000 Menschen starken Festzug von der Stadtmitte nach der Stötteritzer Höhe gefahren, „woselbst das durch Nationalsubscription zu errichtende Denkmal der Leipziger Völkerschlacht zu stehen kommen sollte“. Der Grundstein wurde gelegt. Aber die Nationalsubscription und das Denkmal blieben später aus. Erst nach weiteren 50 Jahren wurde es Wirklichkeit. In einer abschließenden Betrachtung bemerkt das T. A. W., daß dieses Fest ein Schritt näher zur geistigen Einheit in Deutschland gewesen sei.

In Drebach wurden am 26. Oktober dem Maurerehepaar Listner Drillinge, 2 Mädchen und 1 Knabe, geboren.

Am 1. November versammelten sich in Annaberg die Vertreter der Turnvereine von Annaberg, Bärenstein, Buchholz, Scheibenberg, Grünhain, Geyer, Ehrenfriedersdorf, Thum, Wolfenstein und Marienberg zur Beratung der Statuten eines obererzgebirgischen Turngaues, in dem noch die Vereine von Zwönitz, Jöhstadt, Jöblich, Olbernhau, Zschopau, Lengsfeld und Schellenberg eingegliedert werden sollten.

Die von Friedensrichter Seelig in Geyersdorf gegründete und gut geführte Feuerwehr wurde vom T. A. W. als Beispiel dafür angeführt, daß es möglich sei, auch auf Dörfern Feuerwehren zu gründen. In Mildena waren Bestrebungen im Gange, eine Ortsfeuerwehr ins Leben zu rufen.

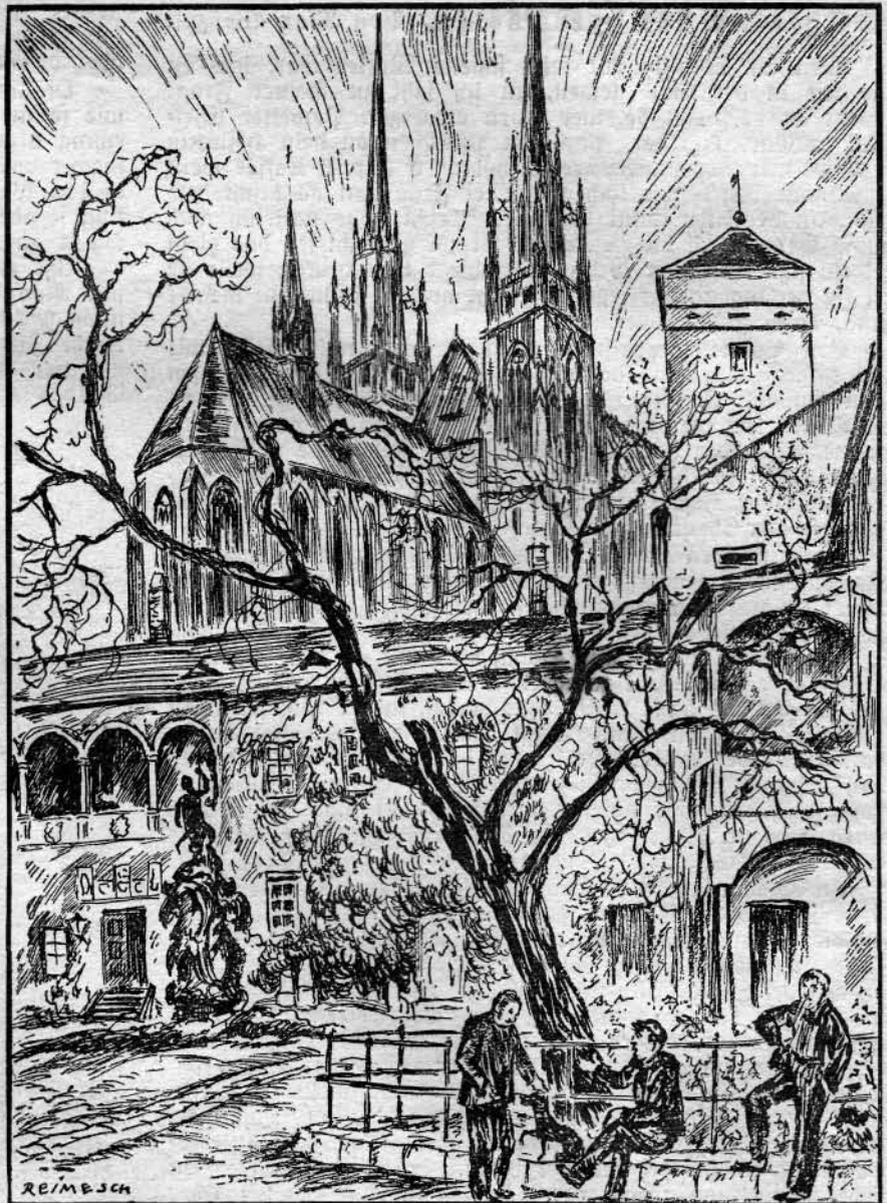
Am 27. Oktober wurde in Oberwiesenthal der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt.

An Stelle unserer Traktoren verwendete man vor 75 Jahren Straßenlokomotiven, an die man 3 bis 4 Lastwagen anhängte. Nach einer Meldung aus Leipzig organisierten zwei dortige Unternehmer den Betrieb mit Straßenlokomotiven.

Aus einem Eingefandt einiger „Freunde der Kunst“ erfahren wir, daß ein Direktor Wunderlich in Annaberg Theatervorstellungen gab.

Eine Entführungsgeschichte, „wie sie nur noch selten vorkommt“, trug sich Anfang November bei Scheibenberg zu. Ein Rittergutspächter aus der Geraer Gegend hatte ein wohlhabendes Mädchen aus dem Tännigt bei Scheibenberg entführt. Man hatte das flüchtende Paar in Zwickau gesehen, als es in einem Geschirr die Leipziger Straße entlang fuhr. In Leipzig wurde das romantische Liebespaar entdeckt. Auf

Das schöne Land der Sudetendeutschen.



Blick auf die St.-Peter-Kirche in Brunn.

Die zweitgrößte Stadt der Tschechoslowakei, Brunn, hat eine starke deutsche Volksgruppe und teilt allers her einen deutschen Charakter. Mehrere schöne gotische Kirchen schmücken die Stadt, die der Mittelpunkt einer bedeutenden Gewebe- und Metallindustrie ist. Auch eine deutsche Technische Hochschule befindet sich hier. In Brunn wirkte Gregor Mendel, der berühmte sudetendeutsche Forscher, der mit seinen in der Wissenschaft bekannten Mendelschen Regeln die Grundlage zur modernen Vererbungslehre legte.
(Zeichnung von F. H. Reimesch. — Scherl-M.)

telegraphischen Antrag der heimatischen Staatsanwaltschaft wurde das Mädchen ermittelt und von seiner Schwester in die Heimat zurückgebracht. Es dürfte keinen freundlichen Empfang gefunden haben.

*

„Die Wogen der Teilnahme, der Begeisterung für die Sache Schleswig-Holstein“, heißt es in einem Leitartikel des L. A. W. vom 4. Dezember 1863, „gehen im deutschen Volke immer höher, und nie hat man die Schwerfälligkeit des Bundestages, der freilich erst aus 32 Gegenden Instruktionen einholen muß, ehe er sich bewegen darf, schmerzlicher beklagt.“ — Unter dem 12. Dezember schreibt das L. A. W. „Der Bundestag kann seine Natur nicht verleugnen. Wie er ein halbes Jahr Zeit gebraucht hat, sich zur Bundesexekution gegen Dänemark zu entschließen, so bedarf er lange Zeit, um sich darüber zu entschließen, ob gegen Dänemark die Exekution oder die Pfandnahme Holsteins beschlossen werden soll. Jedes andere Kollegium hätte 5 Tage nach dem Tode des dänischen Königs gewußt, was zu tun sei, der Deutsche Bund hat von einem Tag zum anderen die ihm unangenehme Entscheidung hinausgeschoben, ganz unbekümmert darum, was die deutsche Nation dazu sagt.“

Besuch in Garten. Von Max Wenzel.

Weil an Sonntag gar fetts schiens Watter war, tats en gar net in der Stub leiden, un ich saht zu meiner Fraa: „Weßt de, verstießt de, mer warn emol zon Potvetter Christian in Garten giehe! Pakt en Pfsutschen vu dein Hefenfluß ei, daß mer ewos mietzebrenge hobn. E Tippel Kaffee werd de Mühme Kessel schie kochen!“ Mei Fraa hatt aa nicht dergegn, un de Fuhr konnt lusgiehe. Erscht gobs natirlich noch ewing Geteebbs, dä bis de Kinner zeracht gemacht sei, dos gieht net eju fix. Weil der Gruße war wie e Lausknicker, weils ne net fix genung ging, krieget er erscht noch e Fauns vu meiner Fraa, dann gings söder.

Ben Potvetter Christian taten se sich werklisch fräe, wie mer kame. Es war aa noch meh Besuch do, zwä Weibsen ausn Stadel; un der Knauth-Ferdenand kam aa geleich mit sen Leuten wie mer nei warn. Mer warn aa zor rachten Zeit komme, dä in der Laube hatt de Mühme Kessel schie ne Kaffeetopp ofn Spiretuskocher gesetzt, un der Tiesch war aa schie hargericht. Uner Hefenfluß kam aa zeracht, dä of esu viel Leut hatten se ben Christian net gerachent.

Erscht mußten mer natirlicherweis' de ganzen Pflanzle besahe, daß mehr zewingst wußt, wie schie alles in dan Garten wuchs; un mir Mannsen sucheten uns schie e Flackel, wu mer noochn Kaffeetrinken racht ugestört en Skat machen konnten. Se hatten zwar net genung Stühl, oder mit en paar Brattern wurn noch e paar Bänk zamgericht, dann fing de große Kaffeetafel a. Es gob aa e rachte Lust derbei, un de Weibsen hobn geschwafelt, daß en konnt Angst warn, se hätten sich an de Mäuler Schoden getaa. De Kinner hamseten an dan Hefenfluß rüm, un mir Manner raacheten e Pfeif, dä mir wollten ne Mogn doch aa ewos abieten. Do saht of amol de Siegel-Laura, wos ne Knauth-Ferdenand sei Schwägern is: „Wos is dä dos für e Gesums?“

Un es war aa ewos Sonerbarsch, es summet werklisch esu wie e Orgel. De Weibsen gucketen sich schie ewing forchtsam üm, bis of amol mei Grußer schrier: „Doooh! Saht emol die große Hummel!“ Alles gucket geleich hie — un richtig, üm dan Hefenlufttaller rüm flug e Viech. Ich war aa ewing derschrocken, dä dos war werklisch ewos Berwertes! Ich dacht erscht net anersch, als es wär e klaner Sperlich, es war oder doch nár e Hummel. Oder die Weibsen! Die taten net anerschter, als wär e großer Adler hargeflugn un wollt se haßen. Ja, se sprange von Tiesch auf un perzeten nooch der Laube zu. De Hummel hatt sich derweil of die Hefenflußbröckele niedergelassen un machet sich ihr Vergnügn. Ich gelaab, se wär esu wieder fortgeflugn, wenn mer se hätten in Ruh gelassen. Oder die Weibsen schriern: „Gecht nár dos Tier wag!“ Geleich nahme de Kinner die Sach in de Hand. Mit ihrn Schnupp-tücheln hobn se dorten rümgewedelt, daß die Hummel forisfliegn sollt. Se flug aa e fúnkel in der Höh. Wie oder die Wedelei net aufhöret, konnt mersch 'r aa net verdenken, daß se fuchtig wur, dä war läßt sich dä garn ben Affen störn, noch derzu, wenn 's Hefenfluß gabn tut. Ich saht zwar: „Loßt se doch giehe, die macht sich schie vu selber wieder for!“ Oder de Kinner ließen doch kane Ruh. Der Christian saht: „Nahmt nár zeercht emol dan Kuchentaller wag, do werd geleich Ruh

warn!“ Dos wur aa gemacht, un die große Hummel hatt uns nu gelücklich üm dan Raft Hefenfluß gebracht, dä dar kam dan Tog net meh ofn Tiesch. Es dauret oder nu werklisch net lang, do summet se fort.

Ize traueten sich aa die Weibsen wieder an Tiesch naa, dä nu warsch doch net mehr gefährlich. Un wie se ize gescheit reden konnten! De ane saht, mit die Hummeln wär net ze spaßen, vu en fetten Stich könnt mer üms Labn komme. E annere saht wieder, wan e fette Hummel in Arm stachen tät, dar krieget en steifen Arm dervu. E fette Stadtmadam derzehlet, der Hummelhonig wär der beste, dan mer kaafen könnt, dar wär süßer wie Sirup. Un ne Ferdemand sei Grußer, dar in der Realschul ging, wollt jugar wissen, es gab nei winger wie achtzehn unerschiedliche Sorten vu Hummeln. „Du Uge-lück“, saht mei Fraa, „wos net alles of darer Walt gibst!“ De Kessel tat nu noch emol de Kaffeetippeln voller schenten, oder ne Hefenfluß bracht se net wieder, alles darer Hummel wagn. Es wur nu wieder Ruh, dos häßt, wos die Hummel abetrof, dä sinsten kame de Weibsen wieder von en ofs anere ze reden.

Do schrier of amol der Rand: „Do is se wieder!“ Un werkling Gott, se kam wieder agebrummt. Dar Rand gob'r geleich en Traaf mit seiner Müß, daß se unern Tiesch flug. Oder do hatt' er erscht racht neigestert. De Weibsen huppeten in der Höh wie de Berwertten un schriern: „Reißt aus, die läßt en a!“ Geleich finge se alle a, ihre Röck ausgeschütteln, oder de Hummel flug net raus.

Of amol kam se an Stuhlbaa in der Höh gekraabelt un wie se nu vu dan Traaf ze Berstand kam, summet se noch ewing argerlich; dann schien se dan Sport soot ze kriegn un machet werklisch daß se fortkam. Erscht flug se oder noch emol of die Weibsen zu, daß noch emol e Bequiel lusging, dann flug se oder über der Laube wag un suchet sich e anere Stell, wu 's aa Hefenfluß gob. —

Ize endlich konnten mer unern Kaffee fartig trinken, un mir Mannsen kame aa zu unern Skat. Oder wie gesah, es is nicht ze klaa of der Walt, daß net e große Sach draus gemacht werd. Un wie der Rand e Grand mit drei Wanzeln „Pakt mer net“ verlurn hatt', do saht er: „Dodra is nár die Hummel schuld, die hoot en ganz außern Konzept gebracht!“

50jährige Treue in der Arbeit.



Karl Fritsch-Wiela,

der 50 Jahre als Expedient und Lagerwaller bei der Firma Woldemar Wimmer in Annaberg tätig ist, wurde, wie wir im T. A. W. vom 25. Mai berichtet haben, vom Führer und Reichskanzler mit dem Treudienst-Ehrenzeichen ausgezeichnet. Dem Veteranen der Arbeit ein herzliches „Glück auf“. Wir wünschen ihm noch viele Jahre rüftigen Schaffens.